
Judith Butler

Körper von Gewicht

edition suhrkamp

SV

es 1737
edition suhrkamp
Neue Folge Band 737

In ihrem ersten, vieldiskutierten Buch *Das Unbehagen der Geschlechter* (es 1722), mit dem sie zum Star der feministischen Debatten avancierte, hatte Judith Butler die These aufgestellt, daß die Geschlechtsidentität nichts natürlich Gegebenes sei, sondern sozial, kulturell und sprachlich unablässig konstituiert werde.

In *Körper von Gewicht* geht sie noch einen Schritt weiter: Sie entlarvt die liebgewordene Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht ihrerseits als kulturell konstruierte Ideologie. Damit geraten scheinbar feststehende Kategorien wie Natur, Kultur und Körper ebenso ins Wanken wie zuvor schon die klaren Zuordnungen von Männlichkeit und Weiblichkeit. Butler fragt in ihrem »spannenden kämpferischen Werk« (*Tages-Anzeiger*) nach den subtilen Machtmechanismen, die hinter solchen Kategorien stehen.

Judith Butler
Körper
von Gewicht

*Die diskursiven Grenzen
des Geschlechts*

Aus dem Amerikanischen
von Karin Wördemann

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *Bodies that Matter*

11. Auflage 2021

Erste Auflage 1997

edition suhrkamp 1737

Neue Folge Band 737

© 1993 Routledge, New York

© der deutschen Ausgabe 1995 Berlin Verlag

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des Berlin Verlages.

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1997

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Satzcenter, Lahnau

Druck: C. H. Beck, Nördlingen

Umschlagentwurf: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-11737-8

Inhalt

Danksagung	7
Vorwort zur deutschen Ausgabe	9
Vorwort	13
Einleitung	19
1 Körper von Gewicht	51
2 Der lesbische Phallus und das morphologische Imaginäre	89
3 Phantasmatische Identifizierung und die Annahme des Geschlechts	135
4 <i>Gender Is Burning</i> : Fragen der Aneignung und Subversion	171
5 »Gefährlicher Übergang«: Willa Cathers männliche Namen	199
6 <i>Passing, Queering</i> : Nella Larsens Herausforderung der Psychoanalyse	231
7 Sich mit dem Realen anlegen	257
8 Auf kritische Weise <i>queer</i>	305

Anhang

<i>Anmerkungen</i>	335
<i>Personenregister</i>	383

Danksagung

Ich danke Maureen MacGrogan wieder einmal dafür, daß sie dieses Buch mit der für sie typischen Großzügigkeit und Intelligenz angeregt und unterstützt hat. Meine andauernde Wertschätzung gilt auch Joan W. Scott für den Scharfsinn, mit dem sie als erste das Vorhaben verstanden hat, für ihre aufmerksame Lektüre des gesamten Textes und für ihre Freundschaft. Ich hatte das Glück, in Drucilla Cornell, Elizabeth Grosz und Margaret Whitford vorzügliche Leserinnen zu finden. Die von ihnen an früheren Fassungen dieses Bandes geübte Kritik war außerordentlich wertvoll. Ich danke auch meinen SeminarteilnehmerInnen an der Cornell University für die engagierten Gespräche im Herbst 1991, als der Entwurf zu diesem Buch Form anzunehmen begann. Die redaktionellen Mitarbeiter bei Routledge waren während des ganzen Entstehungsprozesses eine große Hilfe. Eine Reihe von KollegInnen und StudentInnen haben mitgeholfen, über den Text nachzudenken, manchmal, indem sie Entwürfe lasen und hervorragend kritisierten oder indem sie bei der Erstellung des Manuskripts halfen: Elizabeth Abel, Bice Benvenuto, Teresa Brennan, Alexandra Chasin, William Connolly, Karin Cope, Peter Euben, Carla Freccero, Nelly Furman, Jonathan Goldberg, Simon Goldhill, Donna Haraway, Susan Harding, Gail Hershatler, Morris Kaplan, Debra Keates, Bidy Martin, Bridget McDonald, Mandy Merck, Michael Moon, Naomi Schor, Eve Kosofsky Sedgwick, Josh Shapiro, James Swenson, Jen Thomas, Tim Walters, Dave Wittenberg und Elizabeth Weed. Ich danke Eloise Moore Agger für ihre entwaffnende Art; Linda L. Anderson, Inès Azar, Fran Bartkowski, Robert Gooding-Williams, Jeff Nunokawa, Mary Poovey und Eszti Votaw für ihre unentbehrliche Freundschaft; und Wendy Brown dafür, daß sie mein Denken gründlich und kritisch beansprucht, sowie für ihre umsichtige Überzeugungsarbeit, die mir half zu sehen, wie meinen Zielsetzungen mit Revidierungen bei einigen meiner früheren Positionen besser gedient ist und wie die Ziele selbst dadurch klarer werden.

Das Vorhaben, dieses Buch zu schreiben, erfuhr verschiedene wichtige Formen institutioneller Unterstützung. Drei Kapitel wurden in kürzeren Fassungen im Frühjahr 1992 als *Beckman Lec-*

tures am English Department der University of California in Berkeley vorgetragen. Es freut mich, daß ich die Gelegenheit hatte, von den Kollegen und Studenten in Berkeley zu lernen. Im Herbst 1991 bekam ich als Senior Fellow der *Society for the Humanities* an der Cornell University wertvolle Kommentare zu dem Buchprojekt von seiten der Fakultät wie auch der Studenten. Ich danke Jonathan Culler, der meine Forschung in den verschiedensten Hinsichten unterstützt hat, unter anderem für seine Einladung an das *Humanities Research Institute* an der University of California im April 1992.

Meine StudentInnen an der Johns Hopkins University waren geschätzte Gesprächspartner. Und meine KollegInnen am *Humanities Center* der Johns Hopkins University unterstützten nicht nur meine Forschungsarbeit, sondern sorgten für ein reiches, interdisziplinäres intellektuelles Leben, wofür ich äußerst dankbar bin.

Dieses Buch wurde in der Erinnerung an jene Freunde und Familienmitglieder geschrieben, die ich in den letzten Jahren verlor: meinen Vater Dan Butler, meine Großmutter Helen Greenberger Lefkowich, meine Freundinnen Linda Singer und Kathy Natanson. Und es ist für die mich begleitende Gruppe von Kollegen und Kolleginnen geschrieben, die diese mühevollen Arbeit, so wie sie nun einmal ist, prägen, stützen und annehmen.

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Die Rezeption von *Das Unbehagen der Geschlechter* durch ein deutschsprachiges Publikum hat sich von der Rezeption anderswo deutlich unterschieden. Es gab eine ebenso ermutigende wie auch provokative Reaktion, und ich erhielt dadurch die Gelegenheit, etwas über einen feministischen und theoretischen Kontext zu erfahren, der mir sonst unbekannt geblieben wäre. Die meisten Leser faßten *Das Unbehagen der Geschlechter* verständlicherweise so auf, als werde die Relevanz des Biologischen bei der Determinierung der Geschlechtsidentität gänzlich verneint. Mir wurde in der Reaktion auf jene Arbeit klar, daß »das Biologische« im Deutschen und den deutschsprachigen Kulturen eine Anzahl Wertigkeiten getragen hat, die ich nicht vollends erfaßt hatte. Tatsächlich läßt schon die Schwierigkeit, eine angemessene Übersetzung für »gender« zu finden, deutlich werden, daß die Trennung von *sex* und *gender* in dieser Sprache nicht leicht ist. Zudem schien die strikte Anweisung, den Weg der Entnaturalisierung einzuschlagen, in dem Maße, wie Entnaturalisierung als eine Wirkung der technologischen Erzeugung von Körpern ausgelegt wird, mit einer Reihe beunruhigender technologischer Entwicklungen zusammenzufallen. Und dennoch würde ich meinen, daß weder die Strategie der »Naturalisierung« noch die der »Entnaturalisierung« jeweils eine politisch neutrale Geschichte haben und daß der Rassismus wie auch der Sexismus beide Strategien eingesetzt haben und sie manchmal ohne Rücksicht auf diesen augenscheinlichen Widerspruch gleichzeitig verfolgten.

Gleichwohl ist es für viele Feministinnen, die bestrebt sind, die sexuelle Differenz zu bejahen, wichtig gewesen, Frauen begrifflich nach ihrer »Biologie« und »Materialität« (was nicht immer gleichzusetzende Begriffe sind) zu beschreiben und eine materielle Basis für jene Unterscheidung vorzuweisen. Auf den ersten Blick mag es so aussehen, als werde die Basis des Feminismus selbst in Frage gestellt, indem der fundierende Status solcher Begriffe in Frage gestellt wird. Hierbei ist jedoch wichtig, in Erinnerung zu behalten, daß eine Erörterung des Biologischen und des Materiellen als fun-

dierende Kategorien nicht dasselbe ist, wie sie als deskriptive Bereiche oder Gegenstände der Untersuchung nutzlos zu machen. Die feministische Geschichte des biologischen Bereichs und der Schlüsselbegriffe des biologischen Diskurses – wie sie beispielsweise die feministische Wissenschaftlerin Barbara Duden durchführt – könnte gar nicht stattfinden, wenn wir ahistorische Kategorien als unsere notwendige Grundlage für selbstverständlich nehmen würden. Die entscheidendere Frage für die feministische Forschung lautet eigentlich: Wie kommt es dazu, daß solche »Grundlagen« gebildet werden, und wie wird jener formierende Prozeß in dem Prozeß verdunkelt? Und in welchem Umfang sind diese »Grundlagen« mit der Absicht gebildet worden, das Leben von Frauen einzuschränken?

Ebensosehr wie Frauen auf das Biologische und Materielle zurückgegriffen haben, um ihre Spezifität *auszudrücken*, haben sie gegenüber den unterschiedlichen Konstruktionen ihrer Biologie tatsächlich auch eine kritische Haltung eingenommen als ein Weg, Modalitäten ihrer Existenz zu erschließen, die ihnen gerade diese Konstruktionen verschlossen haben. Wenn sich meine Arbeit auf dieser letzteren Bahn bewegt, dann folgt sie denjenigen Traditionen eines Feminismus, die darum bemüht waren, den Sinn der Biologie als Schicksal, Biologie als Zwang zu überwinden, nicht aber um Feminismus als eine Praxis der Entkörperung zu betreiben. Der Vorwurf der »Entkörperung« wird viel leichter gegen Frauen ins Feld geführt, die nicht mit den heterosexuellen Idealen oder den normativen kulturellen Idealen im allgemeinen konform sind. In der Tat scheinen solche Frauen ohne Körper zu sein oder einen Körper überhaupt sinnentleert zu haben. Wir sollten uns jedoch daran erinnern, daß Körper außerhalb der Norm noch immer Körper sind, und für sie und in ihrem Namen suchen wir ein erweiterungsfähiges und mitfühlendes Vokabular der Anerkennung. Ich halte ein solches Projekt der Anerkennung für ganz zentral für jede feministische Neukonzeption, wie die partizipatorische Basis des demokratischen Lebens verbreitert werden kann.

Während es jene Feministinnen gibt, die argumentieren würden, daß Frauen ihren Körpern von Grund auf entfremdet werden, wenn sie die biologische Basis ihrer Besonderheit in Frage stellen, würde ich auch deutlich machen, daß dieses »Infragestellen« durchaus ein Weg zu *einer Rückkehr zum Körper sein kann, dem*

Körper als einem gelebten Ort der Möglichkeit, dem Körper als einem Ort für eine Reihe sich kulturell erweiternder Möglichkeiten. Vielleicht sucht meine Arbeit auf diese Weise das Bündnis mit jenen Feministinnen, die körperliche Freiheit nach wie vor höher ansetzen als die einschränkenden Wirkungen der Hetero-Normativität.

Obwohl ich emphatisch zustimmen würde, daß Frauen den linguistischen Rekurs auf die biologischen und die materiellen Bereiche des Lebens brauchen, würde ich dagegen nur betonen, daß es ein *linguistischer* Rekurs sein wird und daß jeder derartige Rekurs in die Sprache verwickelt sein wird, in der er vor sich geht. Allerdings würde ich auch warnen, daß dies nicht bedeutet, der Körper werde vollkommen oder erschöpfend linguistisch konstituiert. Eine solche Behauptung läuft auf einen linguistischen Idealismus hinaus, den ich unannehmbar finde. Ich habe die Hoffnung, daß die hier vorliegenden Aufsätze helfen werden, einige dieser Fragen zu klären.

Ich möchte diese Gelegenheit ergreifen, um einen Dank an verschiedene Personen auszusprechen, die mir halfen, mich in den feministischen Diskussionen in Deutschland und Österreich zu rechtzufinden, sowie auch für die fesselnden intellektuellen Debatten, auf die ich dort stieß: Petra Eggers vom Berlin Verlag, ohne deren Beharrlichkeit und Enthusiasmus dieser Text nicht erschienen wäre; Karin Wördemann, der Übersetzerin, deren akribische und respektvolle Aufmerksamkeit gegenüber dem englischen Text ein Geschenk war – ihre sorgfältige und umsichtige Arbeit wird von mir überaus geschätzt; Bettine Menke für ihre Unterstützung; Andrea Maihofer, die meine Arbeit ernst nahm und mich auf eine Weise herausforderte, die mich meinen Standpunkt überdenken ließ; Monika Gutheil für ihre Unterstützung und ihr andauerndes Interesse an meiner Arbeit; Elise Kissling und Katharina Pühl, deren Einladungen an das Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main zu Vorträgen und zur Durchführung von Seminaren mein Verständnis von den derzeitigen intellektuellen Kämpfen in Deutschland in unzähligen Hinsichten vertieft haben; Gesa Lindemann, deren Provokationen jederzeit willkommen sind; Katja Schumann, die mich in den Eigenheiten der deutschen feministischen Debatte unterwies. Ich möchte auch den ZuhörerInnen in Hamburg, München, Berlin und Wien für ihre freundliche Auf-

nahme danken sowie für die unterschiedlichen intellektuellen Herausforderungen, die mir gestellt wurden – und von denen es noch viele gibt, um von mir in Zukunft angegangen zu werden.

University of California – Berkeley, im Oktober 1994

Judith Butler

Vorwort

Als ich begann, dieses Buch zu schreiben, habe ich versucht, über die Materialität des Körpers nachzudenken, mußte dann aber feststellen, daß mich der Gedanke der Materialität unablässig in andere Bereiche hineinzog. Ich versuchte, mich so zu disziplinieren, daß ich beim Gegenstand blieb, entdeckte aber, daß ich Körper nicht als einfache Objekte des Denkens fixieren konnte. Die Körper tendierten nicht nur dazu, eine Welt jenseits ihrer selbst anzudeuten, sondern diese Bewegung über ihre eigenen Grenzen hinaus, eine Bewegung der Grenze selbst, schien von ganz zentraler Bedeutung für das zu sein, was Körper »sind«. Es blieb dabei – immer wieder verlor ich die Spur des Gegenstands. Ich erwies mich als resistent gegen Disziplinierung. Unweigerlich kam mir der Gedanke, daß diese hartnäckige Gegenwehr, mit der sich der Gegenstand seiner Fixierung widersetzte, für die Sache, um die es ging, wesentlich sein könnte.

Noch voller Zweifel, überlegte ich, daß dieses Schwanken die berufsmäßige Schwierigkeit der philosophisch Geschulten sein könnte, die, immer ininigem Abstand zu körperlichen Dingen, auf diese entkörperlichte Weise versuchen, körperliche Terrains abzugrenzen: sie verfehlen den Körper ausnahmslos oder, schlimmer noch, sie schreiben gegen ihn an. Manchmal vergessen sie, daß »der« Körper nach sozialen Geschlechtern differenziert vorgefunden wird. Aber vielleicht taucht nun noch eine weitere Schwierigkeit auf, nachdem eine Generation feministischen Schreibens mit unterschiedlichem Erfolg versucht hat, den weiblichen Körper ins Schreiben einzubringen, das Weibliche unmittelbar oder direkt zu schreiben, zuweilen selbst ohne den Hinweis einer Präposition oder die Markierung eines linguistischen Abstands zwischen dem Schreibvorgang und dem Geschriebenen. Es mag nur eine Frage des Lernens sein, jene verstörenden Umsetzungen zu lesen, doch manche von uns fanden sich dennoch dabei wieder, den Logos auf seine nützlichen Relikte hin zu plündern.

Die Theoriebildung auf den Ruinen des Logos lädt zu folgender Frage ein: »Wie steht es mit der Materialität des Körpers?« Es ist noch nicht lange her, da wurde mir die Frage tatsächlich wiederholt in dieser Form gestellt: »Und was ist mit der Materia-

lität des Körpers, *Judy*?« Dieses Hinzufügen von »Judy« verstand ich als den Versuch, mich gegen das formalere »Judith« abzusetzen und mich an ein körperliches Leben zu erinnern, das nicht wegtheoretisiert werden kann. Die Verkleinerungsform am Satzende verriet ein leichtes Aufgebrachtsein, eine gewisse gönnerhafte Herablassung, die mich (wieder) zu einem aufsässigen Kind machte, das zur Vernunft gebracht werden muß, das jenem körperlichen Dasein wiedergegeben werden muß, das schließlich für das realste, dringlichste und am wenigsten zu leugnende gehalten wird. Vielleicht war es ein Versuch, mich an eine offensichtlich entleerte Weiblichkeit zu erinnern, an die Weiblichkeit, die Mitte der 50er Jahre entstanden war, als die Figur Judy Garlands, ohne es zu wollen, serienweise »Judys« hervorbrachte, deren spätere Aneignungen und Entgleisungen niemand voraussehen konnte. Aber vielleicht hatte einfach jemand vergessen, mich über »die Tatsachen des Lebens« aufzuklären? War ich gerade gedankenverloren mit meinen eigenen Phantasien beschäftigt, als diese Unterweisung von lebenswichtigem Interesse stattfand? Wenn ich nun an dieser Vorstellung, Körper seien irgendwie *konstruiert*, beharrlich festhielt, glaubte ich vielleicht wirklich, daß Worte allein die Macht hätten, Körper aus ihrer eigenen sprachlichen Substanz heraus zu fertigen?

Könnte mich nicht einfach jemand beiseite nehmen?

Die Dinge wurden noch mehr verschlimmert, wenn nicht noch weiter entrückt, durch die Fragen, die mit dem Begriff der Performativität von sozialer Geschlechtsidentität aufkamen, der in *Das Unbehagen der Geschlechter*¹ eingeführt wurde. Denn wenn ich argumentierte, daß die Geschlechtsidentitäten performativ sind, konnte das heißen, ich stellte mir das so vor, daß jemand morgens erwache, den Schrank [*closet*] oder einen etwas offeneren Raum auf eine Geschlechtsidentität eigener Wahl hin durchsehe, dann diese Geschlechtsidentität für den Tag anlege und die Einkleidung abends wieder an ihren Platz zurücklege. Ein derart absichtsvoll und instrumentell vorgehendes Subjekt, das *über* seine soziale Geschlechtsidentität entscheidet, hat fraglos nicht von Anfang an seine soziale Geschlechtsidentität und versäumt, sich klarzuwerden, daß seine Existenz schon längst *von* der sozialen Geschlechtsidentität entschieden ist. Ganz sicher würde eine solche Theorie die Figur eines wählenden Subjekts – eines humanistischen Subjekts – im Zentrum eines Theorieprojekts wiederherstellen, dessen Nach-

drücklichkeit in puncto Konstruktion einer derartigen Vorstellung doch wohl völlig entgegengesetzt ist.

Wenn aber kein Subjekt vorhanden ist, das über seine soziale Geschlechtsidentität entscheidet, und wenn ganz im Gegenteil das soziale Geschlecht Teil dessen ist, was das Subjekt bestimmt, wie kann dann ein Projekt formuliert werden, das geschlechtliche Praktiken als Orte kritischer Handlungsfähigkeit beibehält? Wenn die soziale Geschlechtsidentität durch Machtbeziehungen konstruiert ist, und zwar durch normative Zwänge, die unterschiedliche körperliche Wesen nicht nur hervorbringen, sondern auch regulieren, wie läßt sich dann aus dem Begriff der Geschlechtsidentität als Wirkung produktiven Zwangs Handlungsfähigkeit ableiten? Wenn die soziale Geschlechtsidentität nichts Artifizielles ist, das je nachdem, wie man gerade will, aufgenommen oder abgelegt werden kann, und demnach nicht die Folge einer Wahl ist, wie haben wir dann den konstitutiven und zwingenden Status von Geschlechtnormen zu verstehen, ohne dem kulturellen Determinismus in die Falle zu gehen? Wie haben wir die ritualisierte Wiederholung genau zu verstehen, mit der solche Normen nicht nur die Wirkungen von sozialem Geschlecht, sondern auch die Materialität des biologischen Geschlechts erzeugen und festigen? Kann diese Wiederholung, diese Reartikulation, den Anlaß bilden für eine kritische Umarbeitung der offensichtlich konstitutiven Geschlechtnormen?

Zu behaupten, die Materialität des biologischen Geschlechts sei durch eine ritualisierte Wiederholung von Normen konstruiert, ist wohl kaum eine These, die sich von selbst versteht. Und unsere gewöhnlichen Vorstellungen von »Konstruktion« scheinen dem Verständnis einer solchen Behauptung sogar im Weg zu stehen. Denn ganz sicher ist es so, daß Körper leben und sterben, essen und schlafen, Schmerz empfinden und Freude verspüren, Krankheit und Gewalt erleiden, und diese »Tatsachen«, so könnte man skeptisch erklären, können nicht als bloße Konstruktion abgetan werden. Sicherlich muß es eine Art von Notwendigkeit geben, die mit diesen primären und unwiderlegbaren Erfahrungen einhergeht. Dies steht außer Frage. Aber die Unwiderlegbarkeit der Erfahrungen besagt keineswegs, was es bedeutet, Erfahrungen zu bestätigen, und mit welchen diskursiven Mitteln dies zu erfolgen hat. Warum wird übrigens dasjenige, was konstruiert ist, als ein artifizielles und entbehrliches Charakteristikum aufgefaßt? Wie sollen wir es mit Konstruktionen halten, ohne die wir überhaupt nicht in der Lage

wären zu denken, zu leben, Sinn zu machen, jene Konstruktionen, die für uns eine Art Notwendigkeit erlangt haben? Sind bestimmte Konstruktionen des Körpers in dem Sinne konstitutiv, daß wir ohne sie nicht funktionieren können, daß es ohne sie kein »Ich«, kein »Wir« geben würde? Den Körper als konstruierten Körper zu denken verlangt, die Bedeutung von Konstruktion selbst neu zu denken. Und wenn bestimmte Konstruktionen anscheinend konstitutiv sind, das heißt, wenn sie dadurch gekennzeichnet sind, das zu sein, »ohne das« wir gar nicht denken können, können wir vielleicht deutlich machen, daß Körper nur unter den produktiven Zwängen bestimmter hochgradig geschlechtlich differenzierter regulierender Schemata auftreten, Bestand haben und leben.

Ist es nach diesem Verständnis von Konstruktion als konstitutivem Zwang noch möglich, die kritische Frage zu stellen, wie derartige Zwänge nicht bloß den Bereich intelligibler Körper erzeugen, sondern auch einen Bereich der undenkbaren, verworfenen, nicht-lebbar Körper herstellen? Dieser letztgenannte Bereich ist nicht das Gegenteil des ersten, denn Gegensätze sind schließlich Teil der Intelligibilität; letzterer ist der ausgeschlossene und nicht entzifferbare Bereich, der den ersten Bereich als das Gespenst seiner eigenen Unmöglichkeit heimsucht, ist die eigentliche Grenze zur Intelligibilität, deren konstitutives Außen. Wie also könnten die Bestimmungen geändert werden, die den »notwendigen« Bereich von Körpern dadurch konstituieren, daß sie einen anderen Bereich von Körpern, solchen Körpern, die nicht in derselben Weise Gewicht haben, undenkbar und nicht-lebbar machen?

Der Diskurs der »Konstruktion«, der bislang zumeist in der feministischen Theorie kursierte, ist der genannten Aufgabe vielleicht nicht ganz gewachsen. Es reicht nicht aus, die Auffassung zu vertreten, daß es kein vordiskursives »biologisches Geschlecht« gibt, das den festen Bezugspunkt darstellt, von dem aus oder mit Bezug auf den die kulturelle Konstruktion des sozialen Geschlechts vor sich geht. Mit der Behauptung, das biologische Geschlecht sei bereits durch die Geschlechtsidentität kulturell konstruiert, ist längst nicht erklärt, wie die »Materialität« des biologischen Geschlechts zwangsweise erzeugt wird. Von welchen Zwängen werden Körper als »sexuierte«² Körper materialisiert, und wie haben wir die »Materie« des biologischen Geschlechts und die von Körpern allgemein als eine ständig wiederholte und gewaltsame Ein-

grenzung der kulturellen Intelligibilität zu verstehen? Welchen Körpern wird Gewicht beigemessen – und warum?

Dieser Text ist zum Teil als ein nochmaliges Überdenken einiger Partien aus *Das Unbehagen der Geschlechter* angelegt, die Verwirrung gestiftet haben, er soll aber auch dazu anregen, über die Wirkungsweise der heterosexuellen Hegemonie im Gestalten sexueller und politischer Gegenstände weiter nachzudenken. Mit der kritischen Neuformulierung unterschiedlicher Formen theoretischer Praxis, einschließlich feministischer und *queer*-Forschungen, soll kein programmatischer Text vorgelegt werden. Und doch – als ein Versuch, meine »Intentionen« zu klären, scheint ihm bestimmt zu sein, eine Reihe neuer Mißverständnisse hervorzurufen. Ich hoffe, sie werden sich zumindest als produktiv erweisen.

Einleitung

Warum sollten unsere Körper an der Haut enden oder bestenfalls andere von Haut umschlossene Wesen enthalten?

Donna Haraway
A Manifesto für Cyborg

Wenn man wirklich über den Körper an sich nachdenkt, gibt es keinen möglichen Umriss des Körpers als solchen. Es gibt Auffassungen von der Systematik des Körpers, es gibt Wertcodierungen des Körpers. Der Körper als solcher kann nicht gedacht werden, und ich kann das ganz gewiß nicht angehen.

Gayatri Chakravorty Spivak
»In a Word«, Interview mit Ellen Rooney

Es gibt keine Natur, nur die Effekte von Natur:
Entnaturalisierung oder Naturalisierung.

Jacques Derrida
Donner le Temps